Hans Lorenzen's Garten.

Novelle von **Anna Lahe.**

[illegible]

Und nun rief diese Todesnachricht plötzlich ein Bild des tiefsten Friedens vor meine Seele. Denn es war seltsam, ich konnte jetzt nicht an Hans Lorenzen denken, ohne mich zugleich daran zu erinnern, wie ich ihn kennen gelernt hatte. Das war lange her, reichte noch in unsere Kinderzeit zurück. Er hatte eigentlich nicht zu den intimen Freunden meines Bruders gehört. Aber der stille, heitere, zuverlässige Junge war doch zuweilen mit in unser Haus gekommen. Und wir hatten ihn alle gern, meine Freundin Else, mein Bruder und ich.

Einmal, an einem Sommerabend, als wir uns müde gespielt hatten und plaudernd auf dem Balkon saßen, kamen wir auf Gärten zu sprechen. Wir selbst hatten keinen, waren jedoch außerordentlich stolz auf den Garten einer Tante. Hans Lorenzen dagegen hatte selber einen. Und er erzählte davon so ausführlich, so begeistert, so glücklich, bis wir ganz kleinlaut wurden und einsahen, daß Eigenbesitz eben doch noch ein ganz anderes Ding ist als etwas, das man nur besucht. Eigenbesitz, nun ja — Grund und Boden gehörten ihm freilich nicht, da seine Eltern zur Miethe wohnten, wie unsere auch. Aber er hatte seinen Garten ganz selbst geschaffen, und insofern war er doch Eigenbesitz im idealsten Sinne.

„Wollt Ihr mich nicht auch einmal in meinem Reich besuchen, alle Drei?" brachte er endlich etwas verlegen heraus.

Aber natürlich wollten wir! Wir brannten ja schon darauf, nachdem wir soviel davon gehört hatten.

Am nächsten Sonntag wollten wir kommen.

Und dann kam der Sonntag! Nie in meinem Leben habe ich eine größere Enttäuschung durchgemacht. Hans Lorenzens Garten war der vierte Theil eines Hofes, der zwischen dreistöckigen Miethskasernen lag. Die übrigen drei Viertel waren überhaupt ganz kahl; es wuchs nichts darauf als diese Pfähle für die Wäscheleinen, die wie traurige Baumruinen dastanden. Ein Mülleimer war auch noch da.

In dieser Umgebung konnte Hansens Garten immerhin eine Oase genannt werden. Aber, lieber Gott, was für eine Oase! Die Erde war allerdings sehr sauber in Beete eingetheilt. Und da gab es auch allerlei Grünzeug, das trotz des Mangels an Sonnenlicht ganz gut vorwärts zu kommen schien. Aber daneben waren traurig verkümmerte kleine Pflanzen, deren bloßer Anblick einen trübsinnig machen konnte. Dazu die hohen Backsteinwände ringsum. Das Entmuthigendste war aber das nackte Sparrenwerk einer nagelneuen, mit bewundernswerther Geschicklichkeit aufgeschlagenen Laube und ein unheimlich solides, aber noch ganz leeres Spalier an der einen Mauer.

Ich blickte Hans verwundert an. Obgleich ich zu höflich war, um meine Enttäuschung zu zeigen — es war ein erster Besuch von meiner Seite, und ich hatte es mir vorgenommen, mich als junge Dame zu benehmen —, meinte ich, er selber müsse fühlen, daß dies, was wir hier sahen, eigentlich nichts war, zu dessen Besichtigung man extra einlud.

Aber im Gegentheil, er strahlte.

„Mein Garten," sagte er mit einer Handbewegung, als ob er uns einen wohlgepflegten, fürstlichen Schloßpark vorstellte.

Und dann führte er uns herum. Zunächst zu den verhältnismäßig üppigen Gewächsen.

„Wie kommt es," fragte ich zaghaft, „daß diese so gut gedeihen und die andern daneben nicht so ganz wollen?"

Er lächelte nachsichtig, wie Erwachsene über Kinderfragen lächeln. Das kränkte mich etwas. Aber er begann sofort zu erklären: „Die größeren sind eben Pflanzen, die den Schatten lieben. Und da hier den größten Theil des Tages Schatten ist, so gedeihen sie eben besser. Mit den andern mache ich Versuche, ob sie sich akklimatisiren."

„Ach so! Und soll denn nichts um die Laube gepflanzt werden?" Sie sah wirklich armselig aus ohne grüne Bekleidung.

Er lächelte wieder. Dies Lächeln fing allmählich an, mich zu ärgern.

„Ich habe ja etwas darum gepflanzt. Aber es ist noch nicht heraus. Es wächst sehr langsam, besonders hier. Im ersten Jahre kann ich nur wenig erwarten."

„Und, bitte, was ist das für ein Turngeräth da an der Mauer?" erkundigte sich mein Bruder.

„Du meinst das Spalier," verbesserte Hans. „Siehst Du denn nicht, daß es für den wilden Wein ist? Die kleinen Ranken da unten, das ist er. Das Spalier habe ich ihm gegeben, weil die Mauer unten einen ganz glatten Sockel ohne Vorsprünge und Risse hat. Von dem würden die Reben immer wieder herunterfallen. Einstweilen sieht man nicht viel von dem wilden Wein, weil er noch im ersten Jahre ist. [illegible]"

[illegible]

* * *

Wie das Alles fast vergessen war, wenn ich später den älter gewordenen, schließlich den erwachsenen Hans wiedersah! Warum fiel es mir heute wieder ein?

Da war er wieder vor mir, ganz deutlich, der kleine Garten. Und er kam mir doch so ganz anders vor. Fast symbolisch.

Aber ich mußte zu meiner Freundin Else gehen. Vielleicht wußte sie Näheres. Ich hatte sie lange nicht gesehen. Sie war seitdem umgezogen, und ich mußte ihre neue Adresse erst suchen. Wir waren ja längst nicht mehr unzertrennlich wie in der Kinderzeit. Endlich fand ich ihre Wohnung. Sie lag drinnen in der Stadt, in einer unruhigen und unschönen Gegend.

Hier muß sie wohnen, die Aermste! dachte ich, als ich die Hausthür öffnete.

Aber wie erstaunt war ich, als ich vom ersten Treppenfenster zufällig einen Blick in den Hof that: er war der schönste Winkel, den ich je zwischen Häusermauern gesehen hatte. Kahle Wände hatte ich hier erwartet. Statt dessen fand ich Wände von Grün. — Grün bedeckte die Flächen, Grün wucherte um die Fenster, es hing in Ranken von den Balkongittern herab, es legte sich in Polstern über die Gesimse. Wenn der Wind darüberstrich, lief es wie eine Welle durch alle Blätter. An jedem Fenster blieb ich stehen und schaute in das stille, kleine Paradies hinab. Endlich langte ich im dritten Stock an.

Else war zu Hause und führte mich auf ihren Balkon, wo sie gerade genäht hatte. Lazarethwäsche!

Ich setzte mich zu ihr.

„Wie friedlich das hier ist. Man kann sich kaum vorstellen, daß wir mitten im Kriege sind. Und da oben der herrlichste blaue Himmel! Haben wir je so einen Spätsommer gehabt? So strahlend, so heiter! Und was für einen Ausblick Du hier hast!"

„Findest Du?"

„Es ist eine Ueberraschung, so etwas hier mitten im Häusermeer der Großstadt zu finden."

Else sah mich forschend an. „Ja, kennst Du die Gegend denn nicht wieder?" fragte sie endlich.

„Was denn?"

„Den Garten — oder den Hof, wenn Du willst."

„Diesen Garten? Nein. Wieso? Ich war niemals in diesem Hause."

Sie streckte die Hand mit der Nähnadel aus und zeigte nach gegenüber: „Aber dort warst Du? Oder hast Du das ganz vergessen?"

Ich versuchte mich zu orientiren. Die Häuser da mußten zu einer anderen Straße gehören. Aber zu welcher? „Else, dort hat doch nicht etwa Hans Lorenzen gewohnt?" fragte ich zaghaft.

„Doch!" Sie nickte und beugte sich wieder über den weißen Stoff, an dem sie arbeitete.

Also das war aus dem wilden Wein geworden, der dort unten am Fuße des Spaliers als kümmerliches Pflänzchen gestanden hatte, nicht höher als Kartoffelkraut —

„Es ist seltsam," sagte ich, „daß ich seinen Garten nicht wiedererkannt habe, wo ich doch gerade vorhin so lebhaft an ihn gedacht habe. Und, weißt Du, mir kam's vorhin so vor, als ob sein ganzes Leben bisher auch nur erst so eine Anlage für die Zukunft gewesen wäre wie die Gartenanlage damals hier."

„Das war es auch," gab Else zu.

„Es ist wirklich tragisch."

Sie hob den Kopf und sah an mir vorbei in die Ferne, wie Jemand, der etwas nicht Gegenwärtiges betrachtet.

„Ich glaube, darin irrst Du Dich," entgegnete sie sanft. „Es ist natürlich traurig. Aber es giebt Viele, sehr Viele, für die es noch trauriger gewesen sein muß, das Leben schon so früh zu verlassen."

„Aber er hatte doch auch erst angefangen zu leben!" warf ich ein.

„Nein," unterbrach sie mich lebhaft, „er war schon mitten drin im Leben. Denn das Planen war gerade sein Leben."

Ich verstand sie nicht gleich.

Sie fuhr fort: „Was Du jetzt hier siehst, dieses märchenhaft grüne Nest, das hat er damals schon gesehen, als wir ihn als Kinder besuchten und nur ein garstiges Lattenwerk und keimende Versuche entdecken konnten. Er hat das, was nun wirklich ist, vorausgesehen. Und das war ihm genug. Deswegen ist er auch, nachdem seine Eltern in einen anderen Stadttheil gezogen waren, nie wieder hierhergekommen. Ich fragte ihn einmal, ob er sein „Werk" nie wieder besucht hätte. Nein, nie!"

„Das ist merkwürdig!" sagte ich.

„Für fremde Augen," fuhr sie fort, „glich auch sein Leben vielleicht sehr einem engen Hof ohne Aussicht. Du kennst seine Familienverhältnisse nicht?"

„Nein."

„Sie waren trostlos. Der Vater früh gestorben. Die Schwester unglücklich verheirathet. Der Bruder nichts werth. Und eine Mutter, die langsam zu Grunde geht an diesem Bruder, den sie vergöttert. Aber Hans wollte aus diesen Trümmern wieder eine Familie, ein Heim zusammen[illegible]

[illegible]

Die Frau.

Novellette von **Josef Pakots.**

I.

Ormos und Gemahlin saßen beim Mittagsmahl. Ormos war ziemlich [illegible] gelaunt und aß wenig. Die Frau sprach aufgeregt:

„Und Du? Warum ißt Du nicht?"

„Warum fragst Du?"

„Alles läßt Du auf dem Teller liegen, Du raubst einem ganz den Appetit."

„Mir ist er ohnehin schon vergangen!" bemerkte Ormos mit Betonung.

In den Augen der Frau flammte es drohend auf.

„Wovon?" fragte sie gereizt.

Ormos antwortete nicht. Er zuckte mit den Achseln und begann mit der Gabel auf dem Tisch zu trommeln. Dies regte die Frau noch mehr auf. Mit gereizter Stimme verlangte sie Antwort:

„Wovon hast Du den Appetit verloren, sprich! War vielleicht das Mittagsmahl nicht gut? Zehn Kronen hat es gekostet. Gieb mir mehr Küchengeld, wird es besser sein. Oder was hast Du? Gefällt Dir Dein Heim nicht? Hast Du eine Frau gesehen, die Dir gefallen hat? Die in schöneren Kleidern einhergeht? Die einen Seidenunterrock trägt, während meiner nur aus Chiffon ist? Nun, so sprich doch!"

„Aber Grete!"

„Genug! Ich kenne dieses nichtssagende Leugnen. Ohne Ueberzeugung blos so viel: „Aber Grete!" In's Gesicht kannst Du mir ja doch nicht sagen: „Ich brauche Dich nicht! Ich bin Deiner überdrüssig!"

Ormos fühlte, wie der Zorn über ihn Gewalt bekam. In einem Athemzug wird ihm eine ganze Fluth von Anklagen in's Gesicht geschleudert. Er wollte dem Wortschwall ein Ende bereiten.

„Siehst Du, Grete, dies ist es. Ich habe nichts Anderes gethan, als ein Stück Braten auf dem Teller zurückzulassen, und zu welchen beleidigenden Ausdrücken Du Dich gleich hast hinreißen lassen! Du übertreibst gleich!"

Die Frau fiel ihm in's Wort:

„Der Kalbsbraten, ja, der Kalbsbraten! Nicht wahr, so ein kleinlicher, einfacher Grund? Wenn Du Jemandem erzählst, welch' ein Aufsehen ich daraus gemacht habe, würde der Betreffende gewiß die Hände zusammenschlagen und Dich auch noch bemitleiden. Und Du würdest unschuldsvoll die Augen verdrehen. Armer, frommer Märtyrer, Du! Nur daß ich mit solchem Kalbsbraten mehrmals am Tage das Vergnügen habe! Du findest immer Ursache, ein Gesicht zu schneiden. Einmal ist das Hemd nicht gut gebügelt. Natürlich bin ich schuld daran, weil ich mir in der Putzerei Alles anhängen lasse. Ein andermal ist von Deinem Schreibtisch ein Buch in den Bücherkasten gegeben worden, an seinen gewöhnlichen Platz. Natürlich, weil ich an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt bin, was in Deinen Augen eine Sünde ist, weil Du lieber in Unordnung ersticken möchtest!"

„Aber meine Liebe," bat Ormos und drückte beide Hände auf die Ohren, „Vielleicht genügt schon diese Liste meiner Sünden!"

„Schon genug?" fährt die Frau noch lauter fort. „Oh nein! Ich habe Deine Ausreden satt. Bin ich Dir nicht gut genug, so sage es. Entweder ich bin Dir gut so, wie ich bin, oder gar nicht! Du lächelst ironisch. Warum lächelst Du? Lachst Du über meinen Schlafrock? Ich kenne auch diese Ausrede. Warum ich in einem so billigen und einfachen Schlafrock einhergehe? Eine andere Frau putzt und schmückt sich. Sie trägt ein theueres, mit Spitzen verziertes Negligée und läßt sich schon zeitlich früh das Haar brennen, färbt sich das Gesicht, parfümirt die Kleider, um ihrem Manne besser zu gefallen. Ja, ich kenne auch diese Ausrede. Dir bin ich nicht genug elegant, nicht genug fein. So verstehe doch, verstehe, ich bin nicht wie andere Frauen. Ich bin ich. Ich arbeite. Wische selbst überall den Staub ab. Dann nähe ich und stopfe Deine löcherigen Socken. Hast Du verstanden?"

Ormos fühlte, daß die Frau Recht hatte; er fand aber ihr Aufbrausen komisch, und er fühlte gegen sie auch übrigens schon seit Tagen, ja sogar — so schien es ihm — seit langen Wochen eine eigenthümliche Aversion. Und er erwiderte mit ironischer Gleichgültigkeit:

„Ich danke im Namen meiner Socken!"

Die rauhe, gleichgültige Stimme ließ die Frau plötzlich Alles deutlich sehen. Und es durchzuckte ihr Herz die Gewißheit, daß sie ihr Mann schon nicht mehr liebe.

Bisher hatte sie noch immer, so oft sich eine ähnliche Scene zutrug, schon beim dritten zornigen Satz bemerkt, daß die gezwungene Rauhheit ihres Mannes von einer verlegenen, ungewissen Rührung verdrängt wurde, und daß er nur mit Anstrengung eine weitere feste Haltung bewahren konnte — während jetzt der zornige Mann immer mehr und mehr erkaltete.

Frau Ormos wurde von dieser Entdeckung sehr betroffen; rasch stand sie vom Tisch auf, eilte in's Schlafzimmer und sank weinend auf den Divan. Ormos nahm seinen Rock und begab sich ohne Abschied in den Club.

II.

Die stürmische Mittagsscene war eine natürliche Entwicklung der [illegible], die zwischen dem Ehepaar Ormos die Luft schon seit Wochen mit Elektricität gefüllt hatte.

[illegible]

Und eines Tages nahm die Abneigung gegen die Frau in Ormos derart überhand, daß er nach einer neuerlichen, aufgeregten Scene gegen sie die Hand erhob. Er schlug sie.

Frau Ormos fiel nicht so sehr vor Schmerz als vor Ueberraschung in Ohnmacht. Ormos stürmte wüthend davon, dem staunenden Stubenmädchen voll Haß zurufend:

„Schauen Sie in's Zimmer! Der Gnädigen ist nicht gut!"

Als er spät Nachts nach Hause kam, fand er die Wohnung leer. Das Stubenmädchen meldete ihm:

„Die gnädige Frau ist zu ihren Eltern zurückgekehrt!"

„Desto besser!" dachte Ormos für sich und legte sich mit dem seligen Gefühl der Unabhängigkeit in's Bett.

III.

Die Nachtcafés und Unterhaltungsorte bekamen einen neuen Stammgast: Ormos.

Mit dem Appetit eines ausgehungerten Menschen machte er sich an den Genuß der für ihn neuen Wonnen. Mit jugendlicher Begeisterung und fast naiver Gluth hofirte er den schon gar nicht mehr zweifelhaften Schönen des Nachtlebens; er unterhielt sich, schwelgte und übertrieb.

Das freie Leben gefiel ihm.

„Ein Sklave war ich bisher!" deklamirte er eines Nachts im Séparé eines Unterhaltungslokals, während er mit der einen Hand ein gelbhaariges Mädchen umarmt hielt. „Ein Sklave war ich, meine Damen und Herren! Aber jetzt ... jetzt ... lebe das Leben!"

Und mit betäubter Begeisterung schlug er ein Champagnerglas an die Wand des Séparés.

Die erste Zeit seiner Freiheit verbrachte er wie nur irgend ein verrückt gewordener Lümmel.

Er fühlte sich großartig. Die ganze Welt schien ihm neu, die Menschen waren so liebe und gute Gesellen.

„Bisher habe ich ja gar nicht gelebt," überlegte er, wenn er gewöhnlich am Morgen nach Hause ging. „Was war ich doch für ein Narr!"

Manchmal kam ihm seine Frau in den Sinn. Was sie wohl macht? Gewiß weint sie, konstatirte er für sich, nichts als weinen. Ihn beweint sie. Aber vergebens! Gewiß möchte sie zu ihm zurückkehren. Es war aber genug. Er braucht sie schon nicht mehr. Schrecklich sind Frauen, die immer weinen. Für ein Frauengesicht paßt nur Lächeln und Lachen.

„Guten Morgen, Herr Portier! Hat mich Niemand gesucht? Nicht? Dings... von dort... Sie wissen doch... meine Schwiegereltern? Nicht? Desto besser! Gute Nacht! Das heißt... richtig, vergessen Sie nicht, der Bedienerin zu sagen, daß sie mich Punkt halb neun weckt, damit ich nicht zu spät in's Bureau komme!"

Und pfeifend stieg er die Treppe empor. So ging es Tag für Tag. An einem Morgen aber — es war vielleicht in der dritten Woche — als ihm der Portier auf seine gewöhnliche Frage wieder meldete, daß ihn „von dort" Niemand gesucht hatte, wurde er sehr nervös. Er schrie den Portier ohne Grund an:

„Warum haben Sie im Stiegenhaus nicht das elektrische Licht auf? Ich werde Sie bei der Polizei anzeigen!"

„Aber, gnädiger Herr, es ist doch heller Tag!"

„Schweigen Sie! Ich werde Ihnen schon zeigen!"

Er war sehr wüthend. Und als er in seine Wohnung trat, warf er die Kleider zornig von sich. Dabei schaute er fast fremd in den Zimmern umher. Wie kalt und unfreundlich diese Räume sind! Und was ist das? Auf den Möbeln fingerdick der Staub. Wie wird er die Bedienerin zur Rede stellen!

Brummend, murrend kroch er in sein Bett und wiederholte hartnäckig:

„Ich jage sie davon! Ich jage sie davon!"

Am nächsten Morgen fand er, daß das Bett nicht gut gemacht war. Er wälzte sich hin und her und vermochte nicht einzuschlafen. Er suchte ein Buch, um zu lesen. Doch der Schlüssel des Bücherkastens war nicht zu finden. Er suchte ihn überall, auf seinem Schreibtisch, in der Kredenz, auf dem Nachtkasten, nirgends war er zu finden. Irgend eine fiebernde Wuth ergriff ihn. Er durchwühlte die ganze Wohnung, rückte jedes einzelne Möbelstück von seinem Platz, kroch unter das Bett, hob die Teppiche auf, nichts war zu finden. Das heißt überall Schmutz und Staub.

[illegible]

Sehr schlecht gelaunt kam er nach Hause. Er hatte vor sich selbst Abscheu. Der Portier betrachtete ihn staunend. Es war erst drei Uhr früh.

Diesmal hatte er nur eine Sehnsucht, nur einen Gedanken. Wenn er sich baden könnte. Er fühlte, daß er damit den Schmutz abwaschen würde, der sich heute Nacht auf ihn gelegt hatte. Ein gutes, lauwarmes, reines Bad! Ach, wie göttlich wäre es!

Doch seufzend entsagte er dem Bade. Er hat Niemanden, der das Bad bereiten könnte. Er selbst versteht es nicht. Der Gasofen könnte explodiren, wenn er ihn anzündete. Wie gut hat das die Frau verstanden! Und wie hatte sie dazu immer Alles vorbereitet: die Handbürste, Handtuch, Bademantel.

Er wurde über sich selbst zornig, daß er daran dachte, und niedergedrückt und schlecht gelaunt, wie er war, warf er sich auf's Bett.

IV.

In den letzten Tagen kam Ormos immer früher nach Hause. Jeden Tag eine halbe Stunde früher. Er hielt schon so weit, daß er bereits vor Mitternacht heimkehrte. Der Portier sah staunend, wie schlecht gelaunt er jedesmal war. Einmal fragte er ihn sogar:

[illegible]

„O nein. Sie fühlt sich ganz wohl. Den Umständen angemessen. Weißt Du, [illegible] hat sich schon gemeldet, der ihr auch schon früher den Hof gemacht hatte und dem Du sie weggefischt hast. Er ist in sie noch immer so verliebt wie einstens."

Ormos schrie auf:

„Was? Er hat sich getraut, sie aufzusuchen? Ich erschlage den Kerl! Wie getraut er sich, den Blick zu meiner Frau zu erheben?"

Und plötzlich, als hätte ihn ein Wirbelsturm erfaßt, ließ er den Verwandten stehen, stürmte durch die Straße, eilte, lief und keuchte, hinauf zu seinen Schwiegereltern, in die Wohnung der Frau. Als er hineingestürzt kam und die Frau allein im Halbdunkel des Zimmers fand, kniete er vor ihr nieder, umarmte ihre Füße und stotterte, demüthig, gebrochen:

„Verzeihe mir! Verzeihe mir!"

Verwundet.

Von Dr. **P. Meißner,** Stabsarzt d. R.

„Mein Gott! — Getroffen!"

Wie vom Blitz erschlagen sank die mächtige Gestalt zu Boden. Kein Schrei, kein Laut, nur ein leises Stöhnen entrang sich der heftig arbeitenden Brust.

Da lag er mit so vielen anderen. Er war nicht todt. Allmählich kam Leben in die Gestalt. Der Kopf richtete sich etwas auf, und die Augen blickten überrascht und verständnislos.

Was war denn gewesen? Er fühlte brennende Schmerzen im linken Bein; nicht sehr arg, es war zu ertragen. Langsam besann er sich. Sie sollten den Schützengraben stürmen, wie so oft schon. Es ging mit „Hurrah!" vorwärts. Die Russen schossen; die meisten Geschosse schwirrten und pfiffen über ihre Köpfe weg. Der erste Graben war schnell genommen. Da bekamen sie Feuer aus nächster Nähe. Er kannte das schon, das thaten die Hunde mit Vorliebe. Das Bein that doch recht weh. Merkwürdig! Den Schuß hatte er kaum gespürt, ein harter Schlag, wie mit einem Hammer. Er hatte sich das Verwundetwerden ganz anders vorgestellt.

Ob es wohl blutete?

Er versuchte sich langsam aufzurichten. Es ging schwer. Bei jeder Bewegung wurden die Schmerzen stärker. Nein, so ging es nicht, es wollte versuchen sich auf die Seite zu drehen, vielleicht kam er dann eher an das Bein. Hui, hui, das waren feindliche Geschosse, singend und leise pfeifend kamen sie daher, ganz dicht. Er hörte sie in den Sand einschlagen. Weitgänger offenbar, denn das Gefecht war schon entfernt. Lieber vorsichtig sein und sich nicht aufrichten. Das wäre doch zu toll, wenn man hier noch nachträglich erschossen würde!

Langsam krümmte er sich zur Seite und befühlte das linke Bein. Es that überall weh, aber da, da dicht über dem Knie, da durfte er gar nicht drankommen. Da war ja die Hose klebrig und naß.

Was hatte der Stabsarzt gestern noch gesagt? „Auf alle Fälle eine Binde umlegen, das ist entscheidend für die Heilung."

„Donnerwetter, die war aber dicht bei!" Kaum zwei Hände breit von ihm war das Geschoß in einen Baumstumpf gefahren.

Wenn die Kerls bloß nicht so weit schießen wollten, man kann sich ja nicht rühren.

Sein Verbandpäckchen hatte er bei sich. Wie oft hatte er sich geärgert, wenn immer wieder danach gefragt wurde; aber recht hatten die Offiziere schon, er spürte das jetzt am eigenen Leibe.

Vor allem mußte er die Wunde freilegen. Er hatte sich mühsam auf die rechte Seite gewälzt und fing nun an, ganz vorsichtig mit seinem Taschenmesser das Hosenbein aufzuschlitzen. Es ging langsam, er mußte des öfteren Pausen machen, aber es ging.

Gott sei Dank, die Schießerei hatte nachgelassen. Er schloß die Augen und lag unbeweglich. Der Anblick der Wunde und des Blutes hatte ihn doch sehr gepackt.

Daß eine so große Wunde nicht mehr Schmerzen machte? Er verstand das nicht. Er lag noch immer unbeweglich, er fühlte, es würde ihm schlecht werden, wenn er sich bewegte. Er biß die Zähne aufeinander und dachte krampfhaft an gleichgültige Dinge.

Es war ihm jetzt etwas besser. Ob er es nochmals versuchte? Verschwommene Vorstellungen von Verbluten und Wundfieber gingen durch seinen Kopf. Er müßt sich verbinden.

Also los! Merkwürdig! Vorhin war es wohl nur Schwäche gewesen, er spürte jetzt gar nichts. Sorgfältig und behutsam legte er die Binde um. Dann sank er zurück. Es war doch eine Anstrengung, so mit gekrümmten Oberkörper die beiden Hände gebrauchen. Er war froh, daß es vorbei war.

Ob er wohl rauchen sollte? Eigentlich hatte er etwas Hunger. Sein Frühstück war ja noch im Brodbeutel. Er begann zu essen, halb aufgerichtet, den Tornister als Rückenstütze.

Jetzt sah er erst, daß er nicht allein war. Da lagen drei direkt vor ihm, vielleicht zehn Schritt. Sie rührten sich nicht, wohl todt. Links am Waldrand kniete einer; der Kopf war ihm nach vorn gesunken, das Gewehr lag noch im Arm, der war sicher auch todt.

Von fern her hörte man das Geklacker des Infanteriefeuers, dazwischen das Tack-Tack der Maschinengewehre, Kommandorufe verhallend und nicht mehr verständlich und „Hurra!". Sie stürmten offenbar immer weiter, die Braven. Vielleicht war es besser so. An der Verwundung würde er gewiß nicht sterben, und so kam er ins Lazarett, in die Heimath. Heimath...... Im Nu sah er alles vor sich: das traute kleine Zimmer, hoch im Norden Berlins im Gartenhaus. Ob die Treppe wohl noch so erbärmlich knarrt? Am Fenster seine kleine, liebe Lilly mit ihrem blonden Köpfchen, eifrig beim Sticken. Ja, die kleine Frau verdiente auch mit. Wie hatte sie damals an jenem schwülen Augustabend am Lehrter Bahnhof geweint und geschluchzt. Ihm waren auch die Augen naß geworden. Ob sie sich wohl freuen würde? Es wurde ihm ganz eigenthümlich ums Herz. Nanu, alter Junge, du wirst doch nicht flennen!

Wie oft hatte er von einem Wiedersehn geträumt. In unendlich weiter Ferne schienen ihm all diese lieben Bilder — und jetzt, wie nah! Was eine solche Russenkugel nicht alles kann.

Da — was war das?

Ein Ton hatte ihn aus seinem Sinnen aufgeschreckt.

Da wieder!

Ein Seufzen, leise und stöhnend, drang zu ihm von rechts vorn. Er folgte mit dem Blick der Richtung und sah etwas auf dem Boden liegen, grau, kaum erkennbar.

Jetzt richtete sich etwas auf, ein bärtiges Gesicht unter der breiten Schirmmütze wurde sichtbar, kaum vier Meter entfernt. Was für ein Gesicht! Weiß wie Papier, schmerzentstellt, die Augen tief in den Höhlen blitzten in fieberhaftem Feuer. Unter dem offenen, feldgrauen Mantel schimmerten breite Tressen.

Ein russischer Offizier. Schwer verwundet offenbar. Der Arme! Er mußte wohl starke Schmerzen haben. Ob er wohl Deutsch verstand?

Keine Antwort, mühsam hob sich der rechte Arm und machte die Bewegung des Trinkens; der arme Kerl hat Durst.

Eigentlich war es ihm gar nicht unangenehm, daß der Russe lebte, er war doch nicht ganz allein. Es konnte noch lange dauern, bis die Krankenträger ihn fanden und holten. Die drei stummen Kameraden da vorn! Es war ihm wirklich ganz lieb, daß noch einer da war, der wie er selbst warten mußte.

Ob er jenem zu trinken geben sollte? Er hatte in der Feldflasche Kaffee.

Den Russen war nicht recht zu trauen. Er empfand heißes Mitleid mit dem Russen. Verwundet sein und dursten. Nein, das durfte er nicht dulden. Man konnte ja vorsichtig sein. Er hatte seinen Revolver, wo sein Gewehr lag, wußte er nicht. Den Revolver hatte ihm der verwundete Hauptmann heute morgen zum Aufbewahren gegeben.

[illegible]

„So, Herr Leutnant, nun trinken Sie mal!"

[illegible]

„Na man sachte, sachte!"

[illegible]

„Was der Kerl für unheimliche Augen hat!" Ob er lieber seinen Revolver herausnahm? Das durfte der andere keinesfalls sehen; aber es war doch Unsinn. Der that ihm sicher nichts; es wäre doch auch zu gemein gewesen. Jetzt, wo er ihm zu trinken gegeben hatte.

Wenn der Russe ihn nur nicht so wahnsinnig angestarrt hätte! Ob der wohl verrückt geworden war — so etwas kam doch in Gefechten vor!

Die Hand des Russen knöpfte zitternd und krampfhaft zuckend den Mantel weiter auf.

Was will er denn unter dem Mantel? Herrgott, der sucht nach seinem Revolver! Also doch ein Schuft!

Blitzschnell war die Hand an seiner Revolvertasche, und er zog die Waffe heraus.

Was ist denn das? Die ist ja so leicht. Er hatte bisher den Russen scharf angeblickt, jetzt sah er nach unten.

Um Gottes willen, zerschossen, der Lauf war abgesprengt, davon hatte der Hauptmann ja gar nichts gesagt. Hatte er deswegen ihm solche Sorgfalt anempfohlen?

Er war also waffenlos! Zurückkriechen, das fühlte er, konnte er nicht. Er war schon so matt und müde geworden, daß er kaum mehr sehen konnte.

Nur nicht einschlafen, dann war er verloren. Drei Knöpfe hatte der Russe schon aufgemacht, die zitternde Hand suchte unter dem Mantel herum. Jeder Bewegung folgte er mit den Augen. Er war schon so matt, daß er kaum aufpassen konnte.

Es war klar. Der Russe wollte ihn erschießen. Wenn doch nur die Krankenträger kämen. Ringsum war es still geworden. Der Tag ging zur Neige, schon dämmerte es.

Der Russe blickte ihn haßerfüllt, wie ihm schien, an, immer geisterhafter wurde das Gesicht. Die Hand suchte und wühlte noch immer unter dem Mantel. Wann würde er den Revolver gefaßt haben — es konnte nur noch Minuten dauern!

Also alles dahin. Er sollte seine Lilly nicht wiedersehen, wie schön hatte er sich alles gedacht. Wie sie weinen würde! Er sah die rothen Augen in dem schmalen, blassen Gesichtchen.

Ein gurgelnder Laut, und der Russe sank mit starr geöffneten Augen nach rückwärts: er war todt.

Gott sei Dank! Eine tiefe Ohnmacht umfing den Gequälten.

„Abtheilung halt! Bahren absetzen!"

Diese Worte erweckten ihn. Wo war er? Er konnte sich nicht besinnen. Doch — ja — der Russe hatte ihn erschießen wollen. Seine Lilly hatte doch so geweint! Ach, der brave Kleinschmidt, der Sanitätsfeldwebel, stand vor ihm, also lebte er noch.

„Nich rühren! Bleiben Sie man, wo Sie sind! Wir werden Ihnen schon aufheben."

Sorgsam und vorsichtig trugen sie ihn auf die Bahre.

„Kleinschmidt, wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Gewiß, geliebter Sohn, wat is denn?"

„Kleinschmidt! Dem russischen Offizier da habe ich zu trinken gegeben, und dann hat er mich erschießen wollen. Thun Sie mir den Gefallen und sehen Sie mal nach, ob der Kerl nicht unter dem Mantel in der rechten Hand seinen Revolver hat. Gott sei dank starb er, ehe er schießen konnte."

Er wartete voll Ungeduld, während die anderen sich an dem Todten zu schaffen machten.

„Einen Revolver hat er nicht in der Hand gehabt, aber das da!"

Kleinschmidt reichte ihm eine Photographie, eine alte grauhaarige Dame in Trauer.

„Das Bild seiner Mutter!" kam es schluchzend von den Lippen des Verwundeten.

Was wäre aus der Welt geworden ohne die Prediger in der Wüste, ohne die Märtyrer und Propheten? Was wäre aus Deutschland geworden ohne Hutten, Arndt, Uhland? Solange sie lebten, hieß man sie Träumer, wohl auch gefährliche Menschen. Wenn die Aepfel reif sind, kann sie jeder pflücken. Aber wo wären die reifen Aepfel, wenn es keine unreifen gegeben hätte? M. Müller.

„Man muß bescheiden sein." In einer Aufführung des bekannten Volksstücks „Von Stufe zu Stufe" in der Komischen Oper zu Berlin sang der beliebte Komiker Alfred Schmasow folgenden Vers über die Art, „wie sich unsere Feinde die Hungersnoth in Deutschland vorstellen":

„Sand"-Torten essen wir und „Mohrenköpfe",
Verspeisen „Schnecken" schon seit langer Zeit,
„Baum"-Kuchen kauen gierig viel Geschöpfe,
Selbst „arme Ritter" wegen Billigkeit.
Von Hungrigkeit durchdrungen,
Ißt man selbst „Schusterjungen"!
Sogar in „Knüppel" beißt man Morgens rein.
Man ist bescheiden, muß bescheiden sein.